

Prof. Dr. Beate Hofmann, Kirchliche Hochschule Wuppertal/ Bethel

Liebe Schwestern und Brüder,

Sie alle haben sich gestern oder in den Tagen davor auf den Weg gemacht hierher nach Bethel zur Generalkonferenz. Vielleicht haben Sie kurz vor Ihrer Abreise noch den Menschen in Ihrem Umfeld, Ihren Mitschwestern oder Ihrer Familie ein paar Dinge gesagt, an die sie bitte denken sollen, wenn Sie weg sind. „Bitte kauf frische Milch; denk an die Fenster oben, wenn es regnet; koch dir was Gutes und vergiss den Kater nicht.“ So ähnlich hört sich das bei mir an, bevor ich verreise. Und, „Ach ja, ruf deine Mutter an.“ Das fällt mir dann auch noch ein, bevor ich die Tür hinter mir schließe. So einen ähnlichen „Sitz im Leben“ hat der Text, der Grundlage unserer Bibelarbeit ist. Es findet sich am Ende eines Briefes des Apostel Paulus. Es ist eine Sammlung von Ermahnungen und Aufträgen.

Paulus schreibt den Brief an die Gemeinden in Galatien, in der heutigen Türkei gelegen, weil er sich um die Gemeinden sorgt. Aus seiner Sicht geht ihnen durch andere Einflüsse, wahrscheinlich andere Missionare bzw. Prediger, das richtige Verständnis des christlichen Glaubens verloren. So schreibt er den Brief, um sie an die Fundamente ihres Glaubens zu erinnern. Der Galaterbrief skizziert wichtige Grundüberzeugungen des christlichen Glaubens, veranschaulicht durch die persönlichen Erfahrungen des Paulus. Nach den grundsätzlichen Überlegungen in den ersten Kapiteln spricht Paulus im ethischen Teil in Kap 5+6 von der christlichen Freiheit, die eine Freiheit vom Gesetz und eine Freiheit zur Liebe ist. Und zum Schluss kommen dann die konkreten Ermahnungen, nach dem Motto: Was ich euch noch sagen wollte, und bitte vergesst nicht, und im Übrigen.... So ist die Reihenfolge dieser 10 Verse nicht ganz stringent. Der Text wirft uns vielmehr verschiedene Fäden hin, die ich jetzt mit Ihnen entwirren und für das Leben in diakonischen Gemeinschaften interpretieren will.

Wir hören den Text Gal 6, 1-10 (Lutherübersetzung)

1 Brüder und Schwestern, wenn ein Mensch etwa von einer Verfehlung ereilt wird, so helft ihm wieder zurecht mit sanftmütigem Geist, ihr, die ihr geistlich seid. Und sieh auf dich selbst, dass du nicht auch versucht werdest.

2 Einer trage des andern Last, so werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.

3 Denn wenn jemand meint, er sei etwas, obwohl er doch nichts ist, der betrügt sich selbst.

4 Ein jeder aber prüfe sein eigenes Werk; und dann wird er seinen Ruhm bei sich selbst haben und nicht gegenüber einem andern.

5 Denn ein jeder wird seine eigene Last tragen.

6 Wer aber unterrichtet wird im Wort, der gebe dem, der ihn unterrichtet, Anteil an allen Gütern.

7 Irret euch nicht! Gott lässt sich nicht spotten. Denn was der Mensch sät, das wird er ernten.

8 Wer auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten.

9 Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden; denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen.

10 Darum, solange wir noch Zeit haben, lasst uns Gutes tun an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.

Das zentrale Thema des Textes ist der Gegensatz von einem Leben im Fleisch zu einem Leben im Geist. Das wird noch deutlicher, wenn man, wie es die Kommentare tun, auf die letzten Verse aus Kapitel 5 schaut: „Wenn wir im Geist leben, so lasst uns auch im Geist wandeln.“ Heißt es da in 5, 25. Vorher beschreibt Paulus ausführlich, welche Haltungen das Leben im Fleisch und das Leben im Geist prägen. Beim Leben im Fleisch geht es um Unzucht, um Feindschaft, um Eifersucht und Neid, um Zank, um Zorn und um Saufen, Fressen und dergleichen. Demgegenüber stehen die Früchte im Geist, nämlich Liebe, Freude, Frieden, Geduld, Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut, Keuschheit. Diese Tugendkataloge hatten eine prägende Wirkung auf die Lebensanweisungen an Diakonissen zu Zeiten von Flidner und Löhe.

„Leben nach dem Fleisch“, das ist häufig als ein triebgesteuertes Leben beschrieben worden, als ein Leben, in dem gutes Essen und Trinken, Sexualität und alles, was mit Leiblichkeit zu tun hat, als sündig bzw. verwerflich betrachtet wurde. In vielen christlichen Interpretationen hat das dazu geführt, dass ein christliches Leben als asketisches Leben, oft auch prüde und leibfeindlich geprägt, verstanden wurde. In der Konsequenz wurde aus Leibfeindlichkeit häufig auch Frauenfeindlichkeit, weil Frauen schon durch ihre Gebärfähigkeit und ihre Menstruation stärker mit Körperlichkeit und Sexualität verbunden wurden. Eine Konsequenz war das Keuschheitsideal im geistlichen Leben von Diakonissen und anderen geistlichen Gemeinschaften.

Nicht zuletzt feministischen Theologinnen und einer neuen Paulusinterpretation verdanken wir ein gründliches Nachdenken über „Fleisch“ im paulinischen Sinn und auch eine Neuinterpretation. Es geht hier nicht um Bauch versus Kopf, um Askese oder Hedonismus. Es geht um das Leben in unterschiedlichen Grundausrichtungen. Leben nach dem Fleisch ist ein Leben, das von einem Kampf aller gegen alle geprägt ist. Es ist ein Leben in struktureller Sünde, in der die einen auf Kosten der anderen leben und Ungleichheit und Herrschaft der einen über die anderen entsteht. In so einer Welt muss man, um zu überleben, auf den eigenen Vorteil bedacht sein, an das eigene Fortkommen denken, dafür sorgen, dass der eigene Bauch gefüllt ist. Misstrauen prägt die Beziehungen in dieser Lebensweise.

Im Leben im Geist ist die Grundorientierung des Lebens und Handelns eine andere: Es geht nicht mehr darum, sich zu beweisen, die eigenen Stärken und Vorteile herauszustellen, um einen Wert zu haben. Vielmehr können die eigenen Stärken und Gaben zum Wohle anderer eingesetzt werden, weil wir wissen, dass diese Stärken und Gaben schon von Gott gesehen und gewollt sind. Das Leben im Geist ist geprägt von einer Haltung der Gegenseitigkeit und des Vertrauens. Es ist geprägt von einem Lebensgefühl der Annahme durch Gott, die befreit zur Liebe für andere, ohne dabei die eigenen Bedürfnisse zu negieren oder zu missachten.

Diese ganz andere Grundhaltung, dieses Leben im Geist als Gegenmodell zu einem von Egoismus, Gier und eigenem Gewinn geprägten Leben, das ist es, wofür Paulus kämpft, das ist es, was er den Gemeinden in Galatien nahebringen und in Erinnerung rufen will. Das ist es auch, was diakonische

Gemeinschaften prägen soll. Diese Grundidee hat an Aktualität nichts verloren. Es geht nicht um konkrete Lebensformen, die sündiger oder weniger sündig sind, sondern es geht um Lebenshaltungen, um die Grundorientierungen in unserem Leben. Leben im Fleisch ist ein Leben, das sich ständig selbst seinen Wert beweisen und vor Augen führen muss. Leben im Geist ist ein Leben, das von diesem Druck befreit ist und sich darum anderen Menschen zuwenden kann, ohne auf den eigenen Benefit schielen zu müssen.

Das Leben im Geist bleibt ein Gegenmodell zu einer Gesellschaft, die von ökonomischer Bewertung geprägt ist, sei es dem Wert einer Hilfeleistung, dem Wert von Bildung, dem Wert von körperlicher Fitness, dem Wert von sozialen Kontakten in Form der Zahl von Followern und Likes oder Dislikes. Das Leben im Geist ist eine radikale Herausforderung von dem, was unser Leben, was unsere Gesellschaften zumindest in Europa oder der sog. Westlichen Welt prägt. Auch in der Diakonie, vermutlich nicht nur in Deutschland, sind wir vielfältig in die Funktionsweisen dieses Lebens nach dem Fleisch eingebunden. Auch die Hilfe für andere wird bewertet, in Leistungskatalogen festgelegt, im Umfang normiert und bezahlt. Aus dieser Logik ganz auszusteigen, wie es manchmal gefordert wird, halte ich für falsch, letztlich auch für illusorisch. Solange wir nicht nur eine Insel der Seligen, sondern auch Teil unserer Gesellschaft und mitten in der Welt sind, werden wir zumindest in Teilen auch in der Logik dieser Welt arbeiten müssen.

Die zentrale Herausforderung für Diakonie sehe ich darin, *nicht nur* nach der Logik des Fleisches zu funktionieren, sondern auch der Logik des Geistes Raum zu geben. Die Herausforderung an die Diakonie besteht darin, diese andere Logik immer wieder ins Gedächtnis zu rufen und immer wieder Orte und Gelegenheiten zu schaffen, in denen das Leben im Geist Gestalt gewinnt. Das ist anstrengend, es ist sozusagen ein Doppelleben, ein zweigleisiges Denken, etwas Neues im Alten. Auch Paulus kannte dieses Sein in zwei Seinsweisen und er hat es manchmal in Bildern von „Schon“ und „noch nicht“ oder von „haben“, als „hätte man nicht“ beschrieben.

Diakonische Gemeinschaften sind ein Ort, wo diese andere Logik, wo das Leben im Geist am Ort der organisierten Diakonie in exemplarischer Weise eingeübt und gelebt werden kann, wo es als ein Leben in Vertrauen und Gegenseitigkeit sichtbar werden kann. Damit wird die andere Logik nicht völlig aufgehoben, aber sie erhält eine andere Wertigkeit, sie dominiert nicht mehr, denn es scheint da noch etwas anderes auf, es wird ein anderer Geist sichtbar, spürbar, fühlbar, ein Miteinander statt Gegen- oder Übereinander.

Was heißt das konkret und für diakonische Gemeinschaften?

Ein zentraler Gedanke in Gal 6 ist die Gegenseitigkeit. „Einer trage des anderen Last“ oder „tragt einander eure Lasten“. Das ist der Auftrag zur gegenseitigen Fürsorge, Unterstützung und Solidarität. Ich weiß nicht, was bei Ihnen anklingt, wenn Sie diese Worte hören. Ich habe zum einen Gespräche vor Augen, Telefonate mit Freundinnen, oder Gespräche mit geistlichen Begleitern, in der Supervision oder in der Seelsorge, wo mir jemand aufmerksam zuhört und mir dadurch das Herz leichter wird oder wo ich umgekehrt selbst als Seelsorgerin oder Freundin durch intensives Hineinhören und Hineindenken versuche zu erfassen, was die oder den anderen belastet und was da konkret helfen kann.

Zum anderen habe ich Makondeschnitzereien aus Tansania vor Augen. Es sind häufig Lebensbäume, in denen Menschen miteinander verwoben sind, die sich gegenseitig tragen und stützen. Es bringt das Lebensgefühl der Makonde, einer ethnischen Gruppe in Tansania, zum Ausdruck und das Bewusstsein, wie stark man voneinander abhängig, miteinander verbunden und für einander da ist.

Vielleicht ist auch die Kaiserswerther Generalkonferenz so ein Lebensbaum, in dem man sich gegenseitig stützt und trägt.

Ein drittes Bild, das mir bei „Einer trage des anderen Last“ in den Sinn gekommen ist, ist eine alte Geschichte, die Leben im Fleisch und Leben im Geist wunderbar veranschaulicht. Wissen Sie, was der Unterschied zwischen Himmel und Hölle ist? In der Hölle sitzen die Menschen an einem reich gedeckten Tisch, voller leckerer Speisen. Aber die Löffel, die die Menschen haben, sind so lang, dass sie sich die gefüllten Löffel nicht in den Mund schieben können. Wie sie sich auch anstrengen, verrenken oder Hilfsmittel bauen, sie bleiben hungrig.

Und im Himmel? Auch im Himmel sitzen die Menschen an einem reich gedeckten Tisch, voller leckerer Speisen. Auch ihre Löffel sind so lang, dass sie sich den Löffel nicht in den Mund schieben können. Aber im Himmel haben die Menschen entdeckt, dass sie sich gegenseitig füttern können. Der Löffel ist zwar zu lang, um ihn mir selbst in den Mund zu schieben, aber ich kann mein Gegenüber damit bequem satt machen. Und ich kann darauf hoffen, dass auch er oder sie mich satt macht. Aber das funktioniert nur, wenn ich nicht nur mich und meinen Magen im Blick habe, sondern auf die anderen sehe und wir miteinander überlegen, wie diese Situation sinnvoll bewältigt werden kann.

Dazu eine Seitenbemerkung: in v. 5 scheint sich Paulus ja selbst zu widersprechen, wenn er sagt: denn ein jeder wird seine eigene Last tragen. Hier wird im Griechischen ein anderes Wort verwendet, das die BIGS mit Bürde übersetzt, im Unterschied zu den Lasten die wir uns gegenseitig tragen helfen können, hat jedes Leben seine Bürde, seine Belastungen, eigene Brüche und Erfahrungen des Scheiterns, gesundheitliche Belastungen, Verlusterfahrungen, Schmerzen, die andere mir nicht wegnehmen können. Ich kann aus den Folgen meiner Handlungen nicht aussteigen, aber die Gemeinschaft kann mir helfen, diese Folgen zu bewältigen und manches erleichtern.

Das gegenseitige Lastentragen hat für Paulus nicht nur seelsorgerliche und kommunikative Seiten, es hat auch ganz materielle Aspekte. Das zeigt die Geschichte von der Kollekte für Jerusalem im vorderen Teil des Briefes, das klingt aber auch hier in v. 6 an, wo es darum geht, die zu versorgen, die lehren und predigen. Was wie eine Gehaltsanweisungen für TheologInnen in der Diakonie klingen mag, zeigt vor allem: es geht auch ums Geld; gegenseitige Lasten tragen ist nicht nur eine geistlich-seelsorgerliche Aufgabe, sondern sie hat konkrete, materielle Konsequenzen.

Paulus erinnert mit dem Aufruf zum gegenseitigen Lastentragen an die Grundidee von Gemeinschaft. Die Soziologie beschreibt Gemeinschaft in drei Aspekten. Zum einen geht es um Verbundenheit, gegenseitige Solidarität, Unterstützung, zum zweiten geht es um eine gemeinsame Sache, eine normative Ausrichtung. Eine Gemeinschaft bildet sich um etwas oder zu etwas. Und zum dritten unterscheidet sich die Gemeinschaft von ihrer Umwelt, sie grenzt sich ab. Es gibt die, die dazu gehören und andere, die nicht dazu gehören.

Diese Grundüberlegungen werfen interessante Fragen auf, auch für eine Kaiserswerther Generalkonferenz:

Was ist die gemeinsame Sache? Ist es das Leben im Geist? Der diakonische Auftrag? Eine besondere Spiritualität?

Worin zeigt sich die Solidarität und gegenseitige Unterstützung? Dazu haben Sie ganz unterschiedliche Formen in ihren Häusern und als Generalkonferenz entwickelt, wie Sie einander Lasten tragen

helfen und Gutes tun. Davon wird sicher in den Berichten auch die Rede sein. Gemeinschaft handelt, so wurde im Programm der heutige Tag überschrieben. Gemeinschaft handelt, ja, wenn sie Gemeinschaft sein will, dann ist ihr Handeln von einer Haltung der Solidarität und der gegenseitigen Unterstützung geprägt.

Und dann ist da die Frage der Grenzen. Ihre Gemeinschaften geben ganz unterschiedliche Antworten auf die Frage, was man tun muss, wie man leben sollte, um dazu zu gehören.

Die Frage nach den Grenzen wird in Gal 6 aber auch noch in einer anderen Hinsicht thematisiert. Es geht um die Frage: Gilt unsere Solidarität nur in der Gemeinschaft oder auch anderen außerhalb? Ist unser Auftrag nach innen gerichtet oder in die Welt?

Paulus sagt etwas, womit ich in diesem Text lange gerungen habe: V. 10: „Lasst uns Gutes tun, an jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen.“ Diesen Satz kann man ganz verschieden lesen. Man kann betonen, dass Paulus hier nicht nur die Gemeinde im Blick hat, sondern alle Menschen, eben „jedermann“, weil sie alle Ebenbilder Gottes sind. Man kann aber auch das „allermeist“ betonen und sagen: Paulus zeigt hier klare Prioritäten, erst das Brot für die Brüder und Schwestern, dann für die Welt.

Diese Frage nach den Prioritäten ist eine ganz schwierige Frage. Wir leben in einer Zeit, wo „America first“ Weltordnungen verändert und Gemeinschaft zerstört. Wir leben in einem Europa, das die Grenzen wieder dicht macht, das Sozialleistungen nur für die eigenen Leute zahlen will und Menschen ausgrenzt, die vor Krieg, Folter oder Armut fliehen. Wir leben in Kirchen, wo intensiv darum gestritten wird, ob die soziale Arbeit der Kirche nur der eigenen Ethnie oder auch anderen gilt, nur Christen oder auch Muslimen, nur dem eigenen Kirchenkreis oder auch den ärmeren Gemeinden bei uns im Osten oder im nördlichen Ruhrgebiet o.ä. Ausgerechnet Paulus, der in diesem Galaterbrief so vehement für das neue Miteinander in Christus kämpft, in dem nicht Jude noch Grieche, nicht Sklave noch Freier, nicht Mann noch Frau ist, sondern alle eins in Christus sind, in dieser neuen Seinsweise, ausgerechnet dieser Paulus setzt hier klare Prioritäten.

Umgekehrt, es stimmt schon, wer hilft, muss häufig Prioritäten setzen, weil die Mittel knapp sind, weil nicht allen gleichzeitig geholfen werden kann. Diese Spannung bleibt, sie lässt sich in unserem Leben nicht völlig auflösen. Aber ich halte es lieber mit Friedrich von Bodelschwingh, der darum gekämpft hat, dass allen, die Hilfe brauchen, geholfen wird, und seinen Mitarbeitenden unten am Pfortenhaus von Bethel eingeschärft hat: „Dass ihr mir keinen abweist.“ Auch der Samariter hat nicht gefragt, ob der, der unter die Räuber gefallen war, auch ein Samariter, ein Glaubensgenosse war. Das spielt keine Rolle, er braucht Hilfe, ist halbtot, das zählt. Ich hoffe, dass gerade diakonische Gemeinschaften immer wieder darum ringen, nicht nur die eigenen Mitglieder, nicht nur die Gleichgesinnten zu unterstützen, sondern auch die ganz anderen, die Fremden, die draußen an den Grenzen. Gerade wir sollten zeigen, dass sie alle Menschen sind, die Hunger und Durst haben, die in Sicherheit leben, die lernen und in der Hoffnung auf eine Zukunft leben wollen und die dazu das gleiche Recht haben wie wir auf der anderen Seite der Grenzzäune. Das ist herausfordernd, das ist manchmal überfordernd, und es ist doch aus Sicht christlicher Nächstenliebe alternativlos.

Ein Motiv, das in diesem Textabschnitt immer wieder auftaucht, ist die Frage des Lohns oder der Ernte. Sie führt zu der Frage nach der Motivation und dem Lohn unseres Handelns: Warum handle ich so und was verspreche ich mir davon? Das ist eine Frage, die auch über sozialem Handeln, über freiwilligem Engagement und helfenden Berufen schwebt. Tut ihr das nur, um besser da zu stehen?

Charity fürs Image? Oder um euch ewiges Leben zu verdienen, um im Endgericht nicht auf der falschen Seite zu landen und in der Hölle zu schmoren? Auch bei Paulus scheint diese Logik in V. 8 anzuklingen: Wer auf sein Fleisch sät, der wird von dem Fleisch das Verderben ernten; wer aber auf den Geist sät, der wird von dem Geist das ewige Leben ernten. Bzw. Wer nach dem Fleisch lebt, wird Verderben ernten, wer nach dem Geist lebt, wird ewiges Leben ernten.

Gute Werke für den eigenen Vorteil, das ist Logik des Fleisches; gute Werke als Folge der Freiheit, mich ganz dem Nächsten zuwenden, das ist Logik des Geistes. Das darf Spaß machen, das darf Sinnerfahrungen und Kontakt mit anderen bringen, das muss nicht nur Gabe sein, sondern kann auch Erfahrungen von Gegenseitigkeit sein. Und das ist nicht unbegrenzt. Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, das gilt nicht unbegrenzt wie die Gottesliebe, mit ganzer Kraft und ganzem Herzen, sondern es braucht die Fürsorge für mich selbst als Grenze. Im Geist säen heißt für mich: Liebe üben und auf die Hoffnung bauen, dass der Geist der Gegenseitigkeit stärker ist als Grenzen und Selbstsucht. Und das wird eine andere Wirklichkeit schaffen, ewiges Leben, Reich Gottes, Schalom.

In seinen Ermahnungen thematisiert Paulus schließlich Verhalten, dass diese Kultur und Haltung der Gegenseitigkeit zerstört. Das eine ist der Selbststurm, ein Verhalten, das sich über andere erhebt, besser sein will, um Wahrnehmung, Achtung, Aufmerksamkeit kämpft und dafür eigene Leistung hervorhebt. Die amerikanische Theologin Judith Plaskow hat schon vor vielen Jahren darauf hingewiesen, dass die Sünde vieler Frauen nicht die ist, dass sie sich zu sehr selbst rühmen, sondern dass sie sich im Gegenteil zu wenig zutrauen, dass sie sich klein machen und ihre Talente eher vergraben als einsetzen zum Wohl der Gemeinschaft. So liegt die Herausforderung darin, die Mitte zu finden, genug Zutrauen zu den eigenen Gaben zu haben, um anderen etwas geben zu wollen und zu können und die Chancen zu ergreifen, die sich dafür bieten; aber eben dabei nicht den eigenen Vorteil oder Ruhm, sondern das Wohl des Nächsten im Blick zu haben.

Außerdem thematisiert Paulus den Umgang mit Fehlern. Wenn jemand einen Fehltritt begeht, soll er im Geist der Sanftmut zurechtgebracht werden. Mir sind bei diesem Satz sofort Dienstvereinbarungen zum Umgang mit Suchtverhalten bei Mitarbeitenden in den Sinn gekommen. Sie sind in der Regel Ausdruck des Versuches, Menschen, die von Alkohol oder anderen Suchtmitteln abhängig sind, einerseits klare Grenzen zu setzen und ihnen zu zeigen, dass ihr Verhalten ihnen und anderen schadet, sie sogar akut gefährden kann. Andererseits wird versucht, ihnen einen Weg aus der Sucht heraus zu eröffnen, ihnen eine Chance zu geben und ihnen zu zeigen, dass nicht sie als Mensch abgelehnt werden, sondern ihr Verhalten.

Die Mahnung in der 2. Hälfte von Vers 1 und Vers 4 macht deutlich, dass das immer mit einer selbstkritischen Haltung, mit einem Bewusstsein der eigenen Fehlerhaftigkeit, der eigenen Fragmentarität, der eigenen Hilfsbedürftigkeit verbunden sein muss. Die berühmten 12 Schritte der AA sind ein Beispiel für eine solche Haltung aus dem Leben im Geist und im Bewusstsein der eigenen Fragmentarität.

Ich will schließen mit ein paar Gedanken zu v. 9:

„Lasst uns aber Gutes tun und nicht müde werden. Denn zu seiner Zeit werden wir auch ernten, wenn wir nicht nachlassen.“ Das ist ein Appell an alle im Dienst der Liebe. Lasst den Mut nicht sinken, gebt die Hoffnung nicht auf, gerade dann, wenn es sinnlos scheint, wenn ihr das Gefühl habt, es bringt nichts, es ändert sich nichts.

Ich denke da an Situationen in der Jugendhilfe oder in Familien, wo das Bemühen um einen schwierigen jungen Menschen immer wieder an Grenzen des Erträglichen für beide Seiten stößt, oder auch in Suchtarbeit, wo im Ringen um einen Menschen mit Suchtverhalten manchmal alles vergeblich scheint.

Nicht müde werden im Blick auf Gemeinschaften, die kleiner werden, die weniger wahrgenommen werden in ihrem Unternehmen, so sehr sie sich auch bemühen, werben, aktiv sind, Lasten mittragen. Nicht müde werden, ist das ein Aufruf, weniger werdende Kräfte zu ignorieren oder einen sich ankündigenden Burnout zu ignorieren?

Nein, ich glaube, Paulus will eher die Kraft des Trotzdem stärken, die Hoffnung auf Veränderung, auf Ernte, auch wenn scheinbar erst mal gar nichts wächst, sich nichts rührt, nichts verändert.

Er will uns ermutigen, dass wir uns gegenseitig stärken, an der Utopie festzuhalten, das große Trotzdem zu leben, in der Logik des Geistes leben, trotz der Schwierigkeiten und Mühen, die müde machen.

Die Dichterin Hilde Domin sagt das in wunderbaren Worten:

Nicht müde werden
sondern dem Wunder
leise
wie einem Vogel
die Hand hinhalten.

Diese Kraft wünsche ich Ihnen und Ihren Gemeinschaften.

Die Sarepta- Schwestern haben sich dazu etwas ausgedacht, ein Geschenk für sie aus Bethel.

Pralinen, zum Zeichen, dass Leben im Geist nicht genussfeindlich ist, dass Schokolade in Maßen hilft, nicht müde zu werden, sich etwas Gutes zu tun, um weiter Gutes tun zu können.

Ein Bild von Bodelschwingh zur Erinnerung an eine Haltung: niemand abweisen, sich öffnen für die, die Hilfe brauche, egal was sie glauben, wie sie aussehen, woher sie kommen, als Geschwister, die aus der Geistkraft leben.

Amen.